

# Journal

für Konflikt- und Gewaltforschung  
Journal of Conflict and Violence Research

Band 2 · Heft 2 · 2000 · S. 207-223

Heike Herrmann

Sozialraum Quartier. Konfliktfelder  
und Perspektiven in Großstadtregi-  
onen

*Social Space: Conflicts and Perspectives of Development in  
Urban Areas*

#### Abstract

I take the fundamental connection between „social” (conceptualized as „social capital”) and „space” (conceptualized as „space of society”) as the starting point to open up a new perspective on social space. Using data and results from Hamburg I show the extent to which the given spatial and social conditions support or hinder the development of social capital and identify social potentials that could be activated in the neighborhood in order to promote social integration—in the case in question, local adolescents. Conflicts play a substantial role in these processes, but the underlying influencing factors and social potentials of local communities can only be identified if research is focused on the lifeworlds of social actors. It is in everyday meetings, social contacts, and networks that local civil society is shaped and can develop the social capital necessary to overcome difficulties of everyday life.

#### Lizenz

Dieser Artikel wird vom Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld mit Genehmigung der Autorin/des Autors veröffentlicht. Er steht unter einer Creative-Commons-Attribution-No-Derivative-Works-Lizenz (CC-by-nd). Es gilt der Lizenztext unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/de/legalcode>.

## Aufsätze

*Heike Herrmann*

### **Sozialraum Quartier. Konfliktfelder und Perspektiven in Großstadtreionen**

#### **1. Stadt ohne Zukunft oder wachsende Entwicklungspotentiale durch Vielfalt?**

Die derzeitige soziologische Debatte ist von einer Stimmung geprägt, die diverse Krisenphänomene heraufbeschwört. Mit Bezug auf die ökonomische Umstrukturierung und die Wanderungsbewegungen in die westlichen Industrienationen schreiben Häußermann und Oswald gar vom „Niedergang der urbanen Zivilisation“ (vgl. Häußermann/Oswald 1997, 9). Statt den Niedergang zu beklagen, richtet sich der Blick in diesem Beitrag auf die sich durch die Auflösung von tradierten Ordnungen neu eröffnende Vielfalt: welche Chancen und Entwicklungspotentiale städtischer Quartiere werden übersehen, wenn Forschung sich ausschließlich auf eine Konzeptualisierung des Sozialen als „Armut und Benachteiligung“ konzentriert?

Dabei steht die Stadt und steht das Quartier, als vielleicht einziger gemeinsamer Nenner sozialer Probleme (vgl. Dubet/Lapeyronnie 1994, 24) im Zentrum der im folgenden dargestellten Untersuchung.<sup>1</sup> Denn insbesondere in den Städten materialisieren sich die Auswirkungen der sozialen Krisen, manifestieren sich Arbeitslosigkeit und sozio-kulturelle Ausgrenzung ebenso wie die hieraus entstehenden Folgeprobleme – Kriminalität, Vandalismus, Vereinsamung und Perspektivlosigkeit. Das Quartier ist der Ort, an dem Konflikte verschiedenster Art eskalieren; hier zeigen sich die (unerwünschten) Nebenfolgen gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen. Es ist jedoch gleichzeitig der Ort, an dem multikulturelles und in dem Sinne „urbanes“ Leben sichtbar wird und an dem vielfältige soziale und zivilgesellschaftliche Potentiale wirksam werden können. Potentiale, die dabei helfen, mit den alltäglichen und sich immer wieder neu stellenden Modernisierungszumutungen fertig zu werden. Gebündelt oder für sich und andere zur Verfü-

---

<sup>1</sup> Der Artikel bezieht sich auf erste Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt „Perspektiven des Sozialen in der Stadt des 21. Jahrhunderts“ an der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Das Projekt steht unter der Leitung von Prof. Dr. Ingrid Breckner. Bei ihr und bei Dr. Barbara Lang möchte ich mich für die Anregungen in zahlreichen Diskussionen bedanken.

gung gestellt, wirken diese Potentiale bzw. ihr Einsatz integrativ. Wobei Integration unter der Bedingung der Vielfalt nicht die Subsumtion möglichst Vieler unter ein einheitliches Werte- und Normgefüge bedeuten kann, sondern die Rückbindung der dispersen, vielfältigen und unterschiedlichen „Teile“ an ein gemeinsames Ganzes – die Quartiersgemeinschaft oder die städtische Gesellschaft – beschreibt (vgl. Neckel 1999).

### 1.1 Ein etwas anderer Blick auf das Soziale

In einem Forschungsprojekt an der Technischen Universität Hamburg-Harburg wurden vier unterschiedliche Stadträume ausgewählt, um sich dem Sozialen in der Stadt einmal anders zu nähern: der central business district, ein Gründerzeitviertel, die daran angrenzende Stadt der Mittelschicht und schließlich eine Großwohnsiedlung der 60er und 70er Jahre am Stadtrand. Die Gebietsauswahl folgte zwei unterschiedlichen Logiken: einerseits wurden so verschiedene Raumtypen in der Stadt des 20. Jahrhunderts untersucht; vor allem aber waren drei der Gebiete in der konzeptionellen Phase des Projekts in irgendeiner Weise als „Konfliktträume“ in Erscheinung getreten. Das vierte Gebiet diente als „normales“ Pendant.

Um einen möglichst holistischen Zugang zum Sozialen in den Untersuchungsgebieten zu erreichen, wurden Dokumentenanalysen durchgeführt, verfügbare Statistiken ausgewertet, die Akteure im Quartier beobachtet und ihre Handlungen und die Folgen ihrer Handlungen notiert (Graffiti u. a.). Neben dieser Analyse vorhandener Daten und den Feldbeobachtungen wurden jedoch vor allem qualitative Interviews (mit Bewohnern und Vertretern der lokalen Ökonomie, aber auch mit in den Gebieten ansässigen „global player“) und Expertengespräche (mit Vertretern von Wohnungsgesellschaften und aus dem örtlichen politisch-administrativen System, Unternehmern, Sozialarbeitern, Stadtplanern usw.) durchgeführt. Die Geschehnisse im Quartier, das Handeln der verschiedenen Akteure und ihre Wirkmächtigkeit waren dabei „von innen heraus“ zu verstehen. Dies setzt ein Eintauchen in die Alltags- und Lebenswelt der Bewohner und das Verständnis der vor Ort vorhandenen Handlungs- und Deutungsmuster sowie das Nachvollziehen der unterschiedlichen Perspektiven auf Probleme, aber auch Potentiale der Gebiete voraus.

Das Ergebnis dieser stark von der Ethnologie geprägten Herangehensweise geht weit über die reine Beschreibung des physischen Substrats der Quartiere mit der ihnen eigenen Wohnbau- und Infrastruk-

tur, der Grün- und Freiflächen usw., einschließlich ihrer Nutzung, hinaus. Stadträume werden zu vielschichtigen Entdeckungs-, Findungs- und Entwicklungsräumen ihrer Bewohner und Nutzer und sie erscheinen gleichzeitig als die Materialisierung der von den Akteuren geschaffenen Strukturen (vgl. Breckner 1999, 83). Die Wechselwirkung zwischen Raum und Sozialem wird auf diese Weise umfassend erhoben bzw. in das Untersuchungskonzept einbezogen.

### 1.2 „Social capital“ im „gesellschaftlichen Raum“

Ähnlich wie in dem durch die Joseph-Rowntree-Foundation geförderten Projekt in zwei Londoner Gebieten, wurde auch in dem hier vorgestellten Projekt der US-amerikanische Ansatz des „social capital“ als theoretische Grundlage der Forschung gewählt und so der Bezug zur städtischen Gemeinschaft betont (vgl. Putnam 1993, 1995; Gittel/Vidal 1998; Catell/Evans 1999). „Social capital“ bezeichnet die sozialen Ressourcen (Netzwerke, soziale Beziehungen, Kontakte und soziale Infrastruktur), die einer Gemeinschaft – etwa einer Gemeinschaft des Ortes, einer Nachbarschaft – zur Verfügung stehen bzw. zur Verfügung gestellt werden. Der Ansatz bezieht sich auf das gegenseitige Vertrauen und eine gemeinsame Grundlage von Normen und Werten, die notwendig sind, um koordiniert und im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel zu handeln. „Communities“ mit einer großen Menge von *social capital* sind dann diejenigen, „in which there are high levels of trust, the communities feel safe, and there are networks for exchanging help and information“ (Catell/Evans 1999, 2).

*Social capital* ist dabei immer in engem Bezug zum Raum zu sehen, in dem es tragfähig wird. „Raum“ meint in diesem Zusammenhang mehr als die physische Gestalt des städtischen Raumes. Vielmehr besteht der Raum als „gesellschaftlicher Raum“ aus vier Komponenten (vgl. Läßle 1991):

1. das materiell-physische Substrat,
2. die gesellschaftlichen Interaktions- und Handlungsstrukturen bzw. die gesellschaftliche Praxis,
3. das institutionalisierte und normative Regulationssystem und
4. das mit dem materiellen Substrat verbundene räumliche Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem.

Das materiell-physische Substrat wird durch die Ausstattung mit Grün- und Freiflächen, aber auch durch die sich aufhaltenden oder nicht aufhaltenden Menschen bestimmt. Über das Zeichen- und Symbolsystem werden etwa Besitzansprüche deutlich, Gefühle des Sich-Wohlfühlens

oder des Ausgegrenztseins erzeugt. Jeder Ort ist dabei zugleich Produkt gesellschaftlicher Praxis und politischer Regulation. Es bestehen politisch-planerische und rechtliche Einflüsse auf die Verteilung und Nutzung des Bodens und auf den Wohnungsmarkt. Aber auch religiöse oder andere Normen für soziales Handeln und nicht zuletzt Machtstrukturen nehmen Einfluss auf den Sozialraum Quartier.<sup>2</sup>

Der wesentliche Ertrag dieses Raumkonzepts liegt m. E. darin, dass es die Komplexität der verschiedenen Wirkungsfaktoren berücksichtigt und es ermöglicht, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Komponenten ins Zentrum der Betrachtung zu stellen. Ähnlich wie bei einer Melodie, wird die *Komposition* aus den genannten Komponenten zu einem neuen Ganzen, auch wenn nur eine der Komponenten bzw. ein Ton verändert wird.

Mit dem Raumkonzept lässt sich der US-amerikanische Ansatz zudem um m. E. Wesentliches erweitern: Der gesellschaftliche Raum wird als ein Element berücksichtigt, das die Bildung von *social capital* – und damit auch die oben genannten sozialen Probleme – wesentlich beeinflusst und umgekehrt von ihm beeinflusst wird. Eine weitere Modifizierung ergibt sich aus dem Rückgriff auf die Grundlagen des US-amerikanischen Forschungsansatzes: Jane Jacobs beschreibt in ihrer Arbeit „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ (Jacobs 1963) das vitale Bürgersteigsleben als Grundlage von Toleranz und friedlichem Miteinander im städtischen Alltagsleben. Dort, wo (möglichst rund um die Uhr) reges Leben in den Straßen herrscht, entwickeln sich *zufällig-beiläufige Kontakte* zwischen den Menschen des Quartiers: an der Bar, beim Lebensmittelhändler, am Kiosk, auf dem Bürgersteig, im Café usw. (Jacobs 1963, 46ff). Menschen teilen einen Raum, nutzen öffentliche Räume gemeinsam oder hinterlassen ihre „Spuren“ zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Im Zuge eines wechselseitigen Sehens und Gesehen-Werdens entsteht ein Miteinander, das nicht einmal der Kommunikation bedarf, um eine erste Gelegenheit zur Bildung von Vertrauen und Toleranz zu sein: Allein über die gegenseitige Wahrnehmung können soziale Beziehungen entstehen und wird soziale Integration möglich (vgl. Simmel 1992, 722ff; Berger 1995, 104). Die Unverbindlichkeit dieser Kontakte ist dabei ein Charakteristikum, das sie oberflächlich und damit unwesentlich erscheinen lässt.

<sup>2</sup> Eine umfassende Darstellung der an dieser Stelle nur angedeuteten neuen „Konzeptualisierung des Sozialen in der Stadt des 21. Jahrhunderts“ findet sich in Herrmann 2000.

Sie eröffnet jedoch gleichzeitig Freiräume des Handelns und Verhaltens. So bieten unverbindliche Begegnungen die Möglichkeit, spontan Individuelles für andere einzusetzen: Jemandem über die Straße zu helfen, einen Ball vom Baum zu holen usw. Zufällig-beiläufige Kontakte sind der *erste Baustein des social capital* – und können der Anfang einer sozialen Beziehung sein.

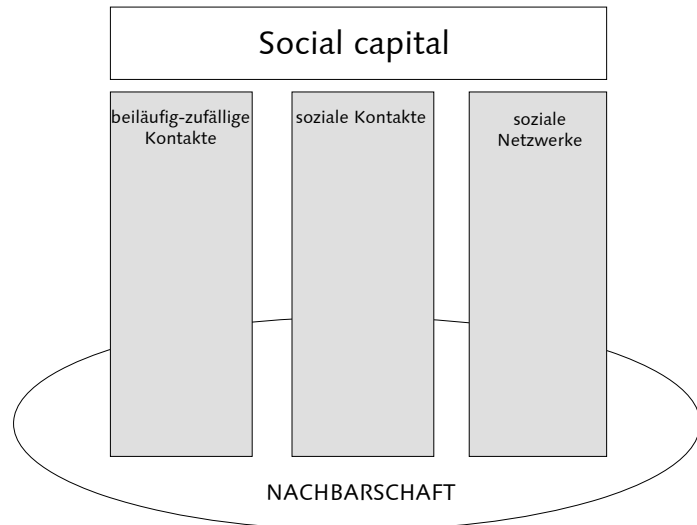
Aus dem bloßen Nebeneinander oder dem gemeinsamen Verhalten und Handeln im Raum können – es müssen nicht – soziale Kontakte entstehen, die auf einer verbindlicheren Ebene zur Alltags- und Lebensbewältigung in den Gebieten beitragen. Es kommt zur Entwicklung von Gemeinsamkeiten, aber auch zur Feststellung von Unterschieden. Soziale Kontakte sind der *zweite Baustein* zur Entfaltung des *social capital*.

Viele soziale Kontakte zwischen verschiedenen Individuen bilden wiederum ein Netzwerk; in sozialen Netzwerken sind Menschen mit anderen sozial verbunden (vgl. Keupp 1987). Die Verbindungsbänder sind als „Gleisanlagen“ zu verstehen, auf denen sowohl materielle als auch immaterielle Hilfsdienste u. v. m. transportiert werden können: Fürsorge, Jobvermittlung, Babysitting, Trost – oder auch nur Gesellschaft in der Einsamkeit des Alltags. Netzwerke sind Träger sozialen Potentials, das zur Gestaltung und Bewältigung individueller Lebenslagen mobilisiert werden kann. Soziale Netzwerke sind der *dritte Baustein*, der zu einer Entfaltung von *social capital* beitragen kann.

Dort, wo soziale Kontakte, Beziehungen und Netzwerke lebendig und vielfältig sind, wächst – im Idealfall – nicht nur die wechselseitige Toleranz. Vielfältige Effekte sind möglich: es kann zum Austausch von Informationen, Meinungen, Verhaltensweisen und ihren Hintergründen kommen. Potentiale gegenseitiger Hilfe werden sichtbar, wenn Aushänge auf Arbeitsmöglichkeiten in der Nachbarschaft hinweisen (vgl. Granovetter 1973). Verständigungseffekte werden erreicht, wenn Gespräche am Zeitungskiosk deutlich werden lassen, dass die Wünsche Verschiedener oft gar nicht so verschieden sind (vgl. Herrmann 2000). Im Zuge der Netzwerkbildung im Quartier wächst die Bereitschaft, sich aktiv an der Gestaltung der Lebensbedingungen im Quartier zu beteiligen. Wobei dies in vielen Fällen keineswegs reibungslos, sondern häufig über die Austragung von Konflikten zwischen verschiedenen Interessengruppen geschieht (etwa Interessenkonflikten zwischen den älteren Anwohnern und den Jugendlichen eines Quartiers). Konflikte sind unter diesem Blickwinkel notwendig, um Kompromisse herauszuarbeiten und möglicherweise sogar Gemeinsames zu entwickeln. Das heißt,

dass nicht die Konflikte an sich zu vermeiden sind, sondern *zivile Formen* der Konfliktaustragung gefunden werden müssen.

**Abbildung 1:** „Bausteine“ des Social capital



Soziale Netzwerke und „Gemeinsames“, *social capital* und damit der Einsatz von sozialen Potentialen sind jedoch erst das *Ergebnis* sozialer Prozesse. Diese sozialen Prozesse, das hat die Forschung in den vier Untersuchungsgebieten gezeigt, verlaufen unter jeweils spezifischen Rahmenbedingungen und in den verschiedenen gesellschaftlichen Räumen sehr unterschiedlich. Im Folgenden sollen einige Untersuchungsergebnisse verdeutlichen, a) dass Prozesse zur Bildung des *social capital* auch in problembelasteten Gebieten durchaus zu finden sind und b) wie Strukturen des gesellschaftlichen Raumes die Entfaltung des *social capital* behindern oder auch unterstützen können.

## 2. Erste Ergebnisse aus der Großwohnsiedlung

### 2.1 Struktur und Geschichte – eine geforderte Nachbarschaft

Die folgende Darstellung der Ergebnisse muss sich auf ein Untersuchungsgebiet, die Großwohnsiedlung „Neuwiedenthal“ beschränken.

Zunächst einige an dieser Stelle nur sehr knapp gehaltene Daten zur geographischen Lage, zum Wohnungsbau und zur Sozialstruktur des Gebiets. Neuwiedenthal liegt an der Regionalachse Harburg-Buxtehude-Stade, in ca. 20 km Entfernung vom Zentrum der Hamburger Innenstadt. Es besteht aus drei in den 60er, 70er und 80er Jahren erstellten Teilgebieten, wobei die Hochhäuser und Blöcke der 70er Jahre die städtebauliche Silhouette und damit den optischen Eindruck von Neuwiedenthal dominieren. Die eigentliche Großwohnsiedlung (Neuwiedenthal-Nord) wird durch die Neuwiedenthaler Straße von den in den 60er Jahren entstandenen Wohnungen getrennt – eine nicht nur städtebauliche, sondern auch in den Köpfen der Bewohner manifeste Grenze im Gebiet.

Ende 1998 lebten in Neuwiedenthal ca. 11.500 Menschen, von denen ca. 17,1% ausländischer, überwiegend türkischer Herkunft waren (vgl. Rullmann 1999).<sup>3</sup> Von diesen Zahlen ausgenommen, da statistisch nicht erfasst, sind die in den letzten Jahren in größerer Zahl zugezogenen Russlanddeutschen. So existiert seit Anfang 1992 ein Aussiedlerdorf mit ca. 450 Bewohnern, das von einer starken Fluktuation (in Drei Monats-Abständen) gekennzeichnet ist. Mit einem Anteil von über 20% (bei steigender Tendenz) ist der Anteil der Kinder und Jugendlichen in Neuwiedenthal an der Gesamtbewohnerschaft sehr hoch. Jedes zweite dieser Kinder und Jugendlichen ist auf Sozialhilfe angewiesen (bei rund 20% Sozialhilfeempfänger-Haushalten über alle Altersstufen hinweg).

Insgesamt charakterisieren die soziale und städtebauliche Struktur – die mit der Stadtrandlage verbundene räumliche Ausgrenzung von der Gesamtstadt und die Tatsache, dass der größte Teil der Wohnungen im Zuge des sozialen Wohnungsbaus entstanden ist und entsprechend ein Element der Wohnungspolitik darstellt (siehe oben: Regulation) – Neuwiedenthal als „typisches“ Gebiet sozial Benachteiligter. Sämtliche Formen der sozialen, räumlichen und administrativen Segregation lassen sich hier finden. Wie in anderen Großwohnsiedlungen, treffen wir hier auf a) mono-strukturierte Wohnbebauung mit baustrukturellen Defiziten, b) fehlende Gewerbe- und Erwerbsstruktur im wohnortnahen Bereich, c) hohe Arbeitslosigkeit und starke Abhängigkeit von Transfereinkommen sowie d) Isolierungstendenzen, Zerstörung und Verschmutzung in den Häusern und Grünanlagen.

<sup>3</sup> Der durchschnittliche Ausländeranteil in Hamburg betrug (laut Statistischem Jahrbuch) zu diesem Zeitpunkt etwa 15%.

Als Konfliktraum ist Neuwiedenthal insbesondere im Jahr 1992 in die Schlagzeilen geraten, als ein Schüler aufgrund der sogenannten „Abzieher“-Delikte (Jugendliche erpressen Jugendliche und Kinder), vor die S-Bahn sprang. Das Wohnquartier wurde anlässlich dieses tragischen Ereignisses in der Presse als Großwohnsiedlung beschrieben, in der Gewalt und Vandalismus regieren, Langeweile und Hoffnungslosigkeit vorherrschen. Das derart von der Presse gezeichnete Bild reproduzierte in markanter Weise das allgemein verbreitete Image von Großwohnsiedlungen.

Die Darstellung der Bewohner und anderer, in dem Gebiet arbeitender Akteure ist dagegen nicht nur räumlich und zeitlich differenzierter, sie lässt zusätzlich die kritischen Punkte einer Entwicklung deutlich werden, an denen die vorhandenen (!) sozialen Potentiale hätten unterstützt werden müssen.

In den 60er Jahren entstanden zahlreiche Bauten im Grünen, „wie im Paradies“<sup>4</sup>, so die bildhafte Umschreibung in mehreren Interviews. Das Gefühl des Verbundenseins und die Freude über die gut ausgestatteten Wohnungen waren damals groß. Die Wohnungen und die nachbarschaftlichen Kontakte und Aktivitäten (Straßenfeste oder kleinere Zusammenkünfte, „aus den Blocks heraus“) hoben die Tatsache auf, dass Vieles noch provisorisch und vor allem die Infrastruktur entweder gar nicht vorhanden oder in Baracken untergebracht war. Das Grün der Umgebung (Felder und Wald) wurde von allen geschätzt und vor allem von den Kindern genutzt: hier konnten sie spielen, entdecken und sich austoben. Raum war damals „Raum im Grünen“, „Raum zum Spielen“ und „Raum zum Wohnen“.

Der Beginn des zweiten Bauabschnitts in den 70er Jahren war ein erster Einschnitt in der Geschichte Neuwiedenthals. Die neu entstehenden Bauten und die Hinzuziehenden veränderten das Quartier grundlegend. Es wurden Gebäude in verschiedenen Systemen der Großtafelbauweise, Bebauungen um ringförmige Anliegerstraßen (zwei bis neun Stockwerke) und mehrere bis zu 14stöckige Hochhäuser gebaut – eine Wohnflächenerweiterung, die den bisherigen Bestand mehr als verdoppelte. Da auch Alt-Neuwiedenthaler in der ersten Phase der räumlich-baulichen Veränderungen in die attraktiv ausgestatteten neuen Gebäude bzw. Wohnungen zogen, gab es jedoch zunächst einen regen Austausch zwischen den Nachbarschaften. Verwandtschaftliche wie nachbarschaftliche Unterstützungsnetzwerke funktionierten, auch

<sup>4</sup> Die Anführungszeichen markieren im Folgenden Zitate aus den Interviews.

wenn erwachsen gewordene Kinder mit ihren neuen Familien in die größeren Wohnungen des zweiten Bauabschnitts zogen. Für viele blieb die „alte“ Nachbarschaft als Identifikationspunkt erhalten.

Die Situation änderte sich, als die wirtschaftlichen Verhältnisse sich verschlechterten, die Arbeitslosigkeit auch in Neuwiedenthal wuchs. Die oben genannten, für die Großwohnsiedlungen der 70er Jahre typischen städtebaulichen und planerischen Mängel traten nun stärker als bisher in den Vordergrund.

Schien schließlich in den 80er Jahren die in einer ersten Zuwanderungswelle zugezogene türkische Bevölkerung durch diverse Maßnahmen vor allem der vor Ort ansässigen Institutionen (Haus der Jugend, Straßensozialarbeit, Initiativen der Schulen usw.) mehr und mehr integriert, musste Neuwiedenthal am Ende der 80er und in den 90er Jahren mit einer zweiten gesamtgesellschaftlichen Herausforderung fertig werden: Zunächst in einem Containerdorf untergebracht, blieben russlanddeutsche Zuwanderer auch nach der Wohnungszuweisung weiterhin in hoher Zahl im Gebiet. Zusätzlich wurde Neuwiedenthal zum Anziehungspunkt für die zunächst in anderen Stadtteilen untergekommenen russlanddeutschen Familien. Viele der Großfamilien streben ein Zusammenleben an, das ihnen die notwendige Solidarität unter Gleichgesinnten sichert, so die Sozialarbeiter und Betreuer der Familien. Insgesamt ließen (und lassen) der zunehmende Zuzug und die Belegung des kommunalen Wohnungsbestands die Zahl der Menschen in problematischen Lebenslagen, der Familien, die „irgendwie nicht der Norm entsprachen“ – so eine Interviewte – in Neuwiedenthal weiter wachsen.

Die Folgen für die örtliche Gemeinschaft waren offensichtlich: Ab einem bestimmten Punkt oder einer gewissen Anzahl von „Fremden“ wurden die neuen Bewohner auch in Neuwiedenthal mit Skepsis aufgenommen. Laut Aussage einer Befragten äußerte sich dies zunächst in heftigen Diskussionen – eine Form der diskursiven Auseinandersetzung, die heute im Verlauf des sogenannten Stadtteilmanagements erst mühsam wieder hergestellt werden muss. Eine weitere Reaktion auf den anhaltenden Zuzug von sozial schwachen und mit vielen Problemen belasteten Menschen war der vermehrte Fortzug anderer, das Gebiet in vielen Punkten stabilisierender Bevölkerungsgruppen. Manche hatten die Möglichkeit, sich auf dem Wohnungsmarkt anderweitig zu orientieren; andere blieben, hiervon einige nur gezwungenermaßen. Auch heute noch wirksame Gründe des Fortzugs sind vor allem a) die sich weiter verschärfende soziale Ausgrenzung der Bewohner bestimmter Straßenzüge und b) die immer wieder zuneh-

menden nachbarschaftlichen Auseinandersetzungen und Anzeichen von Gewalt.

Vandalismus, Müll und andere Anzeichen der Vernachlässigung veränderten das äußere Erscheinungsbild des Raums. Eine Interviewte schildert die Situation zu Beginn der 80er Jahre folgendermaßen:

„Da hat es viel gebrannt. Da gab es ganz große Auseinandersetzungen zwischen den Nachbarschaften. ... Abwanderung ist ja auch etwas Normales, aber wenn sich das für einen Stadtteil zu schnell entwickelt, wo eine Verfremdung da ist, wo die Leute auch verlieren, Freunde auch verlieren, also die können weggehen, ich bleibe da, warum bleibe ich da? ... Und da wird mir Angst und Bange. Weil ich sage, die wenigen Leute, die sich heute zu Neuwiedenthal bekennen und sagen, wir wollen, denen geht irgendwann die Luft aus.“

Mit dieser Situationsbeschreibung kommt die Interviewte einer Aussage von Jane Jacobs bezüglich amerikanischer Städte der 60er Jahre sehr nahe (vgl. Jacobs 1963, 89). Die räumliche Vernachlässigung des Wohnumfelds führte im Neuwiedenthal der 90er Jahre ebenso wie in den von Jacobs beschriebenen Stadtteilen der 60er Jahre zu Bedrohungsgefühlen, die über soziale Netzwerke (Begleitung des Sohns beim Einkaufen, Rückgriff auf den beschützenden Bruder beim Spielen) nur zum Teil vermindert werden konnten. In einigen Blocks, so ein Befragter, herrschten und herrschen „katastrophale“ Zustände: hier geht den Mitmietern im wahrsten Sinne des Wortes „die Luft aus“, „wenn der Lift zum Klo wird“ (eine Jugendliche, aber auch das Hamburger Abendblatt vom 20.7.1992). „Hier laufen Mörder rum“ und „die Erpresser wohnen hier“ – so wird die Nachbarschaft von einer weiblichen Jugendlichen charakterisiert.

Das Fehlen von Sauberkeit und Ordnung wird von den Bewohnern wie auch von Politik und Verwaltung, mit wachsender Kriminalität in Zusammenhang gebracht. Offensichtlich fehlt in einigen Hochhäusern das für ein Zusammenleben notwendige Maß an gegenseitiger Rücksichtnahme sowie *das* Maß an sozialer Kontrolle oder an beiläufig-zufälligen Kontakten durch mehrere Personen, das ausreicht, um Zerstörungswut und vor allem Gewalt gegen Gegenstände zu verhindern. Viele Mieter sind nicht mehr bereit und in der Lage, dies auszuhalten oder gar „ausgleichend“ einzuwirken. Die Folgen derartiger „Ungleichgewichte“, etwa der baulich-räumliche Verfall einiger Häuser und Straßenzüge, werden von Außenstehenden den Bewohnern und nicht etwa den Eigentümern oder der Wohnungspolitik zugeschrieben (vgl. Hanhörster-Schiewer 1999). Und auch für die Bewohner selbst können

die als „gut ausgestattet“ empfundenen eigenen vier Wände das äußere Erscheinungsbild des Wohnumfelds nicht mehr kompensieren: die Häuser und das gesamte Quartier in seinem jetzigen Erscheinungsbild sind zu diesem Zeitpunkt gesellschaftlich stigmatisiert. Die Situation ist mit der früherer Zeiten, als Hochhäuser auch in Neuwiedenthal als Zeichen des Fortschritts oder Baracken als Provisorien auf dem Weg in ein besseres Zeitalter galten, nicht mehr vergleichbar.

Neuwiedenthal erlebte damit eine geradezu typische Geschichte einer *geforderten Nachbarschaft*: gefordert im Hinblick auf die Herstellung eines „normalen“ Mit- und Nebeneinander der verschiedensten Menschen mit ihren sozialen Problemen. Hier wird die politisch-administrative Regulation als eine der Komponenten des gesellschaftlichen Raumes deutlich wirksam: Das gesamte Wirkgefüge des Sozialen gerät aus dem Gleichgewicht. Insofern erscheint der Begriff der „geforderten Nachbarschaft“ als Hinweis auf die Ursachen der Prozesse passender, als der in der Literatur immer häufiger gebrauchte Begriff der „überforderten Nachbarschaft“. Von den Akteuren Neuwiedenthals wurde und wird eine Integrationsleistung erwartet, die an andere, in anderen Gebieten Hamburgs Lebende und Arbeitende, *nicht* gestellt wird. Die Struktur des Wohnungsbestands – und mit ihm die weiteren, oben genannten Komponenten des „gesellschaftlichen Raumes“ – führten in Neuwiedenthal zur Konzentration bestimmter Bewohnergruppen in bestimmten Straßenzügen, die dann zu „Problemzonen“ des Gebiets erklärt wurden.

## 2.2 Konfliktlinien und sozialräumliche Grenzen

Noch deutlicher wird der Zusammenhang zwischen Raum und Sozialem, wenn der Blick sich direkt auf die entstandenen sozialräumlichen Grenzen und Konfliktlinien unter den Akteuren richtet. Die in der Charta von Athen geforderte *Funktionstrennung des öffentlichen Raums* wird in ihren Auswirkungen in Neuwiedenthal unmittelbar sichtbar: hier wird gewohnt, nicht gespielt, hier eingekauft usw. So sind die Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus nicht nur unter der Devise der Vollbeschäftigung entstandene, rein funktionale, von anderen Aufgaben weitgehend entleerte Wohngebiete. Sie sind auch in sich funktional „entleert“ Die durch die Belegungspolitik erzeugte und verstärkte Homogenität der Bevölkerungsgruppen in den Häuserblöcken (soziale Segregation), wird durch eine Homogenität der Nutzung innerhalb des Gebiets ergänzt.



Die Grenzen der Nutzungen werden mit Hilfe festgeschriebener Regeln derart unterstützt, dass sie von niemandem mehr durchbrochen werden. Ohne institutionell vorgegebenen oder „organisierten“ Anlass bestehen kaum noch *Kontaktchancen*, nicht einmal mehr ein intergruppenspezifisches *Kontaktinteresse*, und damit auch keinerlei Austragung von weniger spektakulären Konflikten oder gar zivilen Aushandlungsprozessen. Eine wesentliche Grundlage der Integration der Bewohner in ihren Stadtteil ist damit nicht gegeben (siehe oben; vgl. auch Hanhörster-Schiewer 1999).

Die wohl stärkste wechselseitige räumliche Trennung und soziale Abgrenzung besteht in Neuwiedenthal zwischen den türkischen und russlanddeutschen Jugendlichen. Jede Gruppe feiert beispielsweise ihre eigenen Feste zu bestimmten Zeiten in bestimmten Gebäuden, so dass ein Kennenlernen über ein gemeinsames Feiern nicht möglich ist. Gruppenspezifische Formen der Raumeignung führen darüber hinaus zu Abgrenzungen: eine Abgrenzung der russlanddeutschen männlichen Jugendlichen, die sich nachmittags in größeren Gruppen treffen, um gemeinsam zu musizieren. Der übermäßige Konsum von Alkohol (Wodka), verbunden mit der gelegentlichen Belästigung vor allem von weiblichen Passanten ist nicht nur eine Art öffentliches Ärgernis, sondern verfestigt auch die wahrgenommenen Grenzen in dem Gebiet. Die Treffpunkte der Jugendlichen und die Jugendlichen selbst werden gemieden.

Die Ergebnisse zeigen eine weitere, generationenübergreifende Konfliktlinie und bestätigen gleichzeitig eine von Hartmut Esser und Jürgen Friedrichs im Jahr 1990 geäußerte Vermutung: „Es kann die paradoxe Situation entstehen, daß sich nun die ausländischen Arbeitnehmer aufgrund längerer Wohndauer in der Bundesrepublik Deutschland und besserer Sprachkenntnisse zurückgesetzt und vor allem als ‚bessere Deutsche‘ als die Aussiedler fühlen“ (Esser/Friedrichs 1990, 12).

Viele der analysierten Konfliktlinien sind dabei durchaus durch ambivalente Gefühle gekennzeichnet. So werden einerseits Anpassungsleistungen der „neuen Fremden“ erwartet, andererseits jedoch auch die aus dem besonderen Zusammenhalt der Jugendlichen resultierende Energie bewundert. Die ambivalente Sicht der Bewohner auf das Zusammenleben im Quartier beinhaltet Chancen, die, werden sie genutzt, für eine Stärkung des Quartiers einsetzbar wären.

Die klare räumliche Trennung unterschiedlicher Nutzungen, die durch nichts und niemanden unterbrochen werden, scheint eine

Grenzziehung in den Köpfen der Menschen zu bewirken, die dazu führt, dass sie „kontaktlos“ im öffentlichen Raum nebeneinander her existieren. Es sind förmlich „sichtbare“ Konfliktlinien und Grenzen festzustellen, die sich sowohl räumlich-baulich als auch sozial manifestieren. So sind die Ursachen mangelnder Integration (in den Stadtteil oder in die weitere Nachbarschaft) wesentlich komplexer, als bisher angenommen. Sie gründen sich unter anderem auf ein nicht vorhandenes *unverbindliches* Miteinander und dem Aushandeln von Vorstellungen, Normen und Werten im öffentlichen Raum.

### 2.3 Soziale Potentiale und Integrationsperspektiven

Das oben bereits angedeutete durchaus ambivalente Verhältnis der Bewohnergruppen zueinander ist nicht der einzige Ansatzpunkt, um die Lebensverhältnisse im Sozial- und Konfliktraum Neuwiedenthal zu verbessern und die Integrationsmöglichkeiten/-gelegenheiten zu fördern. Soziale Potentiale in der unmittelbaren Nachbarschaft treten direkt, das heißt über Handlungen in Erscheinung, wenn eine Schülerin der „problematischsten Straße“ Neuwiedenthals davon berichtet, dass ihre Mutter eine Unterschriftensammlung gestartet hat, um eine Mietpartei, die durch ihr rücksichtsloses Verhalten das Leben in ihrem Haus (zehn Stockwerke) erschwert, zur Rechenschaft zu ziehen. Die gleiche Mutter brachte einen Jungen und seinen Freund dazu, ihre Einkäufe in den fünften Stock zu tragen, da dieser Junge den Fahrstuhl wiederholt funktionsuntauglich werden ließ – eine Beschädigung hatte er zugegeben.

Eine andere Form von sozialem Potential wird sichtbar, wenn ein Bewohner ehrenamtlich für die „Hamburger Tafel“ arbeitet: in zahlreichen Gesprächen wird er auf diesem Weg vermittelnd zwischen der russlanddeutschen und deutschen Bevölkerung tätig. Er knüpft soziale Netze, die für die Stadtteilgemeinschaft und darüber hinaus nutzbar werden. Ähnlich und doch wiederum anders setzt sich eine Bewohnerin und ehemalige Erzieherin ein, die als eine Art „Stadtteilmutter“ zwischen den Ethnien und Generationen im Quartier vermittelt: jeder und jede kennt sie, spricht über die persönlichsten Probleme und sucht bei ihr Rat.

Neben diesen Beispielen für nicht oder nur wenig organisierte Formen zivilgesellschaftlichen Handelns, gibt es auch in Neuwiedenthal verschiedenste Akteursgruppen, die sich beruflich und organisiert für die Neuwiedenthaler Nachbarschaft einsetzen:

- Eine sehr engagierte *Frau der Kirche*, die als „professionelle Nachbarin“ mit ihrem Einsatz zur Verarbeitung des Selbstmordes des Jugendlichen beigetragen hat und diesen Anlass positiv nutzte, um Andere für die Verbesserung der Situation der Jugendlichen in Neuwiedenthal zu motivieren. Ein Ergebnis ihrer Arbeit ist ein selbstverwaltetes Jugendcafé;
- *Personen in Schulen und anderen Einrichtungen*, die sich mit einem über ihr Berufsleben hinaus führenden Engagement für die Verbesserung der Lebensverhältnisse in Neuwiedenthal einsetzen;
- *Polizeibeamte*, die in einem Pilotprojekt (zusätzlich zu den „Bürger-nahen Beamten“) die soziale Kontrolle auf der Straße erhöhen und auf diesem Weg versuchen, die Gewalttaten wie Vandalismus und gegenseitige Erpressung zu verhindern;
- *Straßensozialarbeiter*, die weniger als die Polizeibeamten als „verlängerter ordnungspolitischer Arm“ und mehr als professionelle Unterstützung zur Lebensbewältigung der Jugendlichen beitragen.

Es lassen sich sowohl *informelle* als auch *formelle Formen* des *social capital* in Neuwiedenthal finden. Die auf der lebensweltlichen Ebene angesiedelten Potentiale wurden jedoch von der bisherigen Forschung und auch von der Politik in weiten Teilen übersehen. Allenfalls die Praktiker vor Ort – Sozialarbeiter, Vertreter der Schulen und neuerdings auch die sogenannten Stadtteilmanager – wissen um das Vorhandene. Und sie wissen auch, dass Vieles wirkungslos bleibt, wenn es nicht durch andere Rahmenbedingungen unterstützt wird. Ansätze zur Selbsthilfe und Selbstorganisation verlaufen häufiger im Sande, als dass sie zum Tragen kämen. So hätte der oben mit der Unterschriften-sammlung sichtbar werdende Konflikt zum Anlass genommen werden können, den verstärkten Austausch der Bewohner über ihre Situation zu fördern und so zumindest die Möglichkeit zu bieten, weitere Potentiale zu aktivieren. Jeder Einsatz der Mieter für sich und andere stellt eine Chance dar, die Integration der Beteiligten in ihr direktes, nachbarschaftliches Umfeld zu fördern.

Eine zukünftige Aufgabe von Politik und Planung könnte es sein, vermehrt das Engagement auf beiden Ebenen – statt alleine auf der organisatorischen/institutionellen Ebene (!) – zu unterstützen. Unter zu bestimmenden Voraussetzungen ließen sich soziale Potentiale für das Quartier und seine Bewohner „kapitalisieren“, in *social capital* umwandeln. Hierfür sind nicht nur die klassischen Unterstützungsmaßnahmen (Stärkung der sozialen Infrastruktur, Stadtteilmanagement usw.) erforderlich. Über das Bereitstellen entsprechen-

der institutioneller Rahmenbedingungen sind Frei- und Spielräume für bürgerschaftliches Engagement zu schaffen.

Ein sichtbares Ergebnis derartiger Freiräume ist das Neuwiedenthaler Jugendcafé, das von Professionellen unterstützt, aber in weiten Teilen von Jugendlichen des Stadtteils betrieben wird. Hier wird durch Veranstaltungen und *alltägliche* Kommunikation versucht, Konflikte zwischen den (Jugend-)Gruppen zivil auszutragen, Gemeinsames zu entwickeln oder auch nur Verständigungseffekte zu erreichen. Dabei ist auch das Jugendcafé erst das sichtbare Ergebnis einer Vielzahl von sozialen Prozessen, die nach dem „Konflikt ereignis“ durch Professionelle zum Teil initiiert und unterstützt wurden.

### 3. Mit dem Blick auf die lebensweltliche Ebene ...

Das Beispiel Neuwiedenthal hat gezeigt, dass hier – wie in anderen Großwohnsiedlungen, aber auch anderen sogenannten „problematischen“ Gebieten – städtebauliche und andere Maßnahmen der „sozialen Stadtentwicklung“ durchgeführt wurden, ohne Wissen um die vor Ort wirksam werdenden Zusammenhänge zwischen Sozialem und Raum sowie ohne Wissen um die vorhandenen, auf der lebensweltlichen Ebene angesiedelten Potentiale des Quartiers. Es ist eine dringliche Aufgabe zukünftiger Forschung, eben dieses Wissen bereitzustellen. Eine veränderte Wahrnehmungs- und Bearbeitungslogik sieht das Soziale in den „sozialen Brennpunkten“ nicht als quartiersinternes „Problem“, auf das extern eingewirkt wird, sondern sie agiert vor dem Hintergrund eines komplexen Verständnisses des in den Quartieren Vorhandenen. Maßnahmen sollten der Komplexität des Sozialen und der im Raum wirkmächtigen Faktoren zumindest annähernd gerecht werden.

Eingriffe in das komplexe Wirkgefüge des Sozial- und Konfliktraums Quartier werden häufig nur dann in vielerlei Hinsicht (!) wirksam, wenn ihnen ein verändertes planerisches Bewußtsein vorangestellt wird. Damit Toleranz entsteht und Auseinandersetzungen um die Nutzung von öffentlichen Räumen zivilisiert ausgetragen werden können, reicht es nicht aus, Bürgerforen zu schaffen oder Beteiligungsverfahren zu institutionalisieren. Dieser im Zuge des Stadtteilmanagements beschrittene Weg ist nur *eine* Form, um Quartiere wieder attraktiver und lebenswerter zu gestalten und die Integration benachteiligter Bevölkerungsgruppen in die städtische Gemeinschaft zu unterstützen. Es besteht die Notwendigkeit, „den Gesamtzusammenhang der komplex miteinander verflochtenen Aspekte ökonomischer, politischer, sozialräumlicher, ge-

stalterischer, alltagsweltlicher Veränderungs- und Wirkungsprozesse in ihrer Ganzheit zu erkennen ... und als Ausgangsposition für Situationsanalysen und Planungsansätze zugrunde zu legen" (Gerlach/Apolinarski 1997, 18). Das heißt, dass Forschung und Planung aufgefordert sind, den Blick vermehrt auf die alltags- bzw. lebensweltliche Ebene und auf die informellen Kontakte und Beziehungen zu richten, die neben den institutionalisierten Formen von Planungsbeteiligung einen wichtigen Baustein in der Gestaltung und Verbesserung der Lebensqualität bieten. Unverbindliche Kontakte sind die Membranen zwischen den pluralen Lebenswelten. Sie schaffen Verhaltens- und Handlungsoptionen für diejenigen, die ansonsten häufig außerhalb des gesellschaftlichen und Stadtlebens stehen.

### Literatur

- Berger, Peter A. (1995): Anwesenheit und Abwesenheit. Raumbezüge sozialen Handelns. *Berliner Journal für Soziologie*, 5, S. 99–111.
- Breckner, Ingrid (1999): Soziales in der Stadt des 21. Jahrhunderts. Beschaffenheit und Perspektiven. *Vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik*, 38, 145, S. 83–92.
- Cattel, Vicky/Evans, Mel (1999): *Neighbourhood Images in East London. Social Capital and Social Networks on Two East London Estates*. Layerthorpe: York Publishing Services.
- Dubet, Francois/Lapeyronnie, Didier (1994): *Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Esser, Hartmut/Friedrichs, Jürgen (1990): *Generation und Identität: Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gerlach, Peter/Apolinarski, Ingrid (1997): *Identitätsbildung und Stadtentwicklung*. Frankfurt a. M./Berlin u. a.: Peter Lang.
- Gittell, Ross/Vidal, Avis (1998): *Community Organizing. Building Social Capital as a Development Strategy*. London: Sage.
- Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology*, 78, pp. 1360–1380.
- Hanhörster-Schiewer, Heike (1999): Konflikt- und Integrationsräume in benachteiligten Stadtteilen. Fallstudie Duisburg-Marxloh. *Jahrbuch Stadterneuerung*, 9, S. 53–70.
- Häußermann, Hartmut/Oswald, Ingrid (1997): Zuwanderung und Stadtentwicklung. in: Hartmut Häußermann/Ingrid Oswald (Hrsg.): *Zuwanderung und Stadtentwicklung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–29.
- Herrmann, Heike (2000): „Diskursive Öffentlichkeiten“ – Optionen der sozialen Stadtentwicklung. Opladen: Leske & Budrich (im Erscheinen).
- Jacobs, Jane (1963): *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
- Keupp, Heiner (1987): Soziale Netzwerke – Eine Metapher des gesellschaftlichen Umbruchs?, in: Heiner Keupp/Bernd Röhrle (Hrsg.): *Soziale Netzwerke*. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 11–53.

- Läpple, Dieter (1991): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept, in: Hartmut Häußermann u. a. (Hrsg.): *Stadt und Raum – Soziologische Analysen*. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 157–207.
- Neckel, Sighard (1999): Ein Schaufenster sozialer Gegensätze. Unterwegs im Frankfurter Bahnhofsviertel, in: Sebastian Herkommer (Hrsg.): *Soziale Ausgrenzung. Gesichter des neuen Kapitalismus*. Hamburg: VSA, S. 179–186.
- Putnam, Robert (1993): *The Prosperous Community. Social Capital and Public Life*. *The American Prospect*, 4 (Spring), pp. 35–42.
- Putnam, Robert (1995): *Bowling Alone: America's Declining Social Capital*. *Journal of Democracy*, 6, 1, pp. 65–78.
- Rullmann, Holger (1999): Aktuelle Erfahrungen mit integrierter Quartiersentwicklung in Großsiedlungen. Beispiel Kirchdorf-Süd, in: Fritz-Schumacher-Kolloquium: „Stadterhaltung-Stadtumbau-Stadterneuerung“ Strategien zur Steuerung des städtischen Wandels. Hamburg: Sautter & Lackmann, S.174–179.
- Simmel, Georg (1992): Exkurs über die Soziologie der Sinne, in: *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftungen (Erstausgabe 1908)*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 722–732.

### Die Autorin:

*Dipl.-Soz. Heike Herrmann, Technische Universität Hamburg-Harburg, Arbeitsbereich 1–06: Stadt- und Regionalsoziologie, 21071 Hamburg*

**Journal für Konflikt- und Gewaltforschung (JKG), 2. Jg.,  
Heft 2/2000  
Journal of Conflict and Violence Research, Vol. 2, 2/2000**

*Herausgeber:*

Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld (Vorstand: Günter Albrecht, Otto Backes, Rainer Dollase, Wilhelm Heitmeyer, Kurt Salentin, N.N.)

*Wissenschaftlicher Beirat:*

Jens Dangschat (Wien); Manuel Eisner (Zürich); Hartmut Esser (Mannheim); Friedrich Heckmann (Bamberg); Hans-Gerd Jaschke (Berlin); Wolfgang Kühnel (Berlin); Alf Lüdtke (Erfurt/Göttingen); Amélie Mummendey (Jena); Gertrud Nunner-Winkler (München); Karl F. Schumann (Bremen); Helmut Thome (Halle); Michael Vester (Hannover); Peter Waldmann (Augsburg)

*Redaktion:*

Heiner Bielefeldt; Wilhelm Heitmeyer; Kurt Salentin; Johannes Vossen (verantwortlich); Stefanie Würtz

*Koordination und Gestaltung:*

Johannes Vossen

*Cover:*

Doris Voss, Audiovisuelles Zentrum der Universität Bielefeld

*Gesamtherstellung:*

Druckerei Hans Kock, Bielefeld

*Anschrift der Redaktion:*

Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld, Universitätsstr. 25, 33615 Bielefeld, Tel.: 0521/106-3163/3165; Fax: 0521/106-6415, E-Mail: [ikg@uni-bielefeld.de](mailto:ikg@uni-bielefeld.de)

*Erscheinungsweise:*

Zweimal jährlich (15. April und 15. Oktober)

*Bezugsbedingungen:*

Jahresabonnement DM 30,- (ermäßigt für Studierende und Erwerbslose: DM 20,-), Einzelhefte DM 20,- (ermäßigt: DM 10,-). Schriftliche Bestellungen bitte an die Redaktionsanschrift oder an den Buchhandel.

**ISSN 1438-9444**

**Themenschwerpunkt „Europa von Rechts?“**

*Gustav Lebhart und Rainer Münz*

Einstellungen zu Ausländern und zum Thema Migration in Deutschland und Österreich

**147**

*Berndt Ostendorf*

Rechter Antiamerikanismus: kulturalistische Ausdeutungen der Globalisierungsangst

**163**

*Charles Westin*

Neo-Nazism in a Welfare State: The Example of Sweden

**185**

**Aufsätze**

*Heike Herrmann*

Sozialraum Quartier. Konfliktfelder und Perspektiven in Großstadtregionen

**207**

*Manfred Neuhöfer*

Ökonomischer Wandel versus kulturelle Identität. Anmerkungen zum Erfordernis kultureller und ökonomischer Anpassungsleistungen von Migranten in postindustriellen Gesellschaften

**224**

**Summaries**

**242**

**Forschungsnetzwerk „Ethnisch-kulturelle Konflikte, Rechtsextremismus und Gewalt“ – Projektvorstellungen**

*Christian Babka von Gostomski, Joachim Brüß, Renate*

*Möller und Gisela Wiebke*

Wechselseitige Wahrnehmung, Integration und Interaktion Jugendlicher unterschiedlicher Herkunft

**245**

*Heiner Bielefeldt und Wilhelm Heitmeyer*

Konflikte um religiöse Symbole. Moscheebau und Muezzinruf in deutschen Städten

**250**